

„Apollo“, Folge 28, berichtet. Die vielen späteren Versuche einzeln aufzuzählen, wäre zweifellos ermüdend. Unbekannt dürfte sein, daß sich der Donauländische Harzer-Edelroller Zucht- und Vogelschutzverein 1936 eifrig bemühte, in Linz ein Freivogelhaus aufzustellen. Es sollte in einem Ausmaß von 136 Quadratmetern und einer Höhe von acht Metern auf der Unteren Donaulände errichtet werden. Leider brachten die freiwilligen Spenden, mit denen man den Bau finanzieren wollte, nicht die erforderliche Summe von 6000 Schilling. Viele Linzer werden sich noch an die sehr ernsthaften Bemühungen des Herrn Ing. Angele erinnern, der auf dem Linzer Südbahnhofplatz eine Tierchau zeigte, die ich als Mittelschüler mit viel Begeisterung besuchte. Aber auch diesem Versuch einer Zoogründung war kein Erfolg beschieden, weil die finanziellen Mittel und auch andere Voraussetzungen fehlten. Im Jahre 1938 war im Rahmen der Neugestaltung von Linz die Errichtung eines großen Tiergartens in den Bauernberg-Anlagen geplant. Auch dieses Vorhaben kam nie zur Durchführung. Die früher häufigen Aqua-

rien- und Terrarienausstellungen in Linz erweckten den Wunsch, ein Vivarium, also eine ständige Ausstellung von Reptilien und Amphibien, zu schaffen. Doch auch diese Bemühungen gerieten über das Planungsstadium nicht hinaus.

Nun aber bestehen begründete Aussichten, daß Linz einen Tiergarten erhalten wird. Die „Arbeitsgemeinschaft zur Schaffung naturkundlicher Einrichtungen in Linz“ verschickt ein Werbeblatt, aus dem hervorgeht, daß auf der Windflach (Pöstlingberg) ein Zoo entstehen soll. Als zentrale Anlage ist ein sogenanntes Exotarium vorgesehen, in dem Fische, Reptilien und Amphibien sowie Vögel gezeigt werden. In Freivolieren sollen auch Vertreter der einheimischen Ornis untergebracht werden. Auch ist beabsichtigt, Urformen unserer Haustiere, aber auch größere exotische Tiere zu zeigen. Der Prospekt weist einleitend darauf hin, daß „kein Konkurrenzunternehmen zu den bereits in Oberösterreich bestehenden Tierparks geschaffen werden soll“. Diese Feststellung ist durchaus angebracht, da vielfach die Unterschiede zwischen einem Tierpark und einem Tiergarten unbe-

kannt sind. Ersterer will – oder soll – vor allem Vertreter der einheimischen Fauna in ihrer natürlichen Umgebung und in so großen Gehegen zeigen, daß den Tieren reichlich Raum und auch Versteckplätze geboten werden. Der Besucher muß daher vielfach die Tiere nicht sofort sehen, sondern muß sie suchen. Allerdings wird er so auch einen ganz anderen Eindruck von ihnen gewinnen, als wenn sie ihm in Käfigen präsentiert werden. Die Aufgabe des Zoos jedoch ist es, einheimische, vor allem aber fremdländische Tiere so zu zeigen, daß sie – auch wenn sie in Freigehegen untergebracht sind – der Besucher auf jeden Fall zu sehen bekommt.

Zweifellos besteht in dem immer größer werdenden Linz das echte Bedürfnis nach einem zoologischen Garten. Es ist zu hoffen, daß dieser Wunsch weiter Bevölkerungskreise nun erfüllt wird. Allerdings wird es notwendig sein, diesen Tiergarten eingehend und fachkundig zu planen, ihm eine bestimmte Zielsetzung zu geben und eine weise Beschränkung auf Erreichbares im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten walten zu lassen. Fritz Merwald

Vom Schicksal der Natur in Kirchschatz

Ein wesentliches Stück Geschichte kann durch den Vergleich offenbar werden, der sich bei der Betrachtung der Natur in Zeitabständen ergibt. Nun ist gerade in den letzten fünfzehn Jahren überall in Europa, wo Eingriffe des Menschen in die Natur stattgefunden haben, am allgemeinen Erscheinungsbild mehr verändert worden, als sonst Jahrhunderte zuwegebrachten. Davon weiß auch zu berichten, wer in diesem Zeitraum Kirchschatz bei Linz mit Zuneigung und Interesse beobachtet hat. Gerechterweise sollten die Ergebnisse dieser Beobachtung neben der wirtschaftlichen Entwicklung, die man so gern als einziger „Fortschritt“ zu bezeichnen geneigt ist, dargestellt werden. Was war in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts für den Laien das Typische, Auffallende an Kirchschatz und seiner Umgebung? – Vor allem die Kargheit von Landschaft und Siedlung, die einen herben Reiz an sich hatten. Eine Art Unberührtheit fast auf Schritt und Tritt vor allem durch die anmoorigen Wiesen, deren Vegetation höchstens Streunutzung zuließ, und durch die weiten Trockenrasenflächen, deren Ertrag vor allem in der Mög-

lichkeit der Abweidung bestand, obwohl der dort vorherrschende Bürstling dem Großvieh nie übermäßig behagte. Neben gebuckelten Hutweiden gab es dort, wo sich das Wasser zu Gerinnen sammelte, schlängelndes Wasser, und zwar sowohl im Wiesengebiet als auch am Grund von Eintiefungen, zu denen steile Böschungen hinabführten und die von Gehölz aus natürlichem Anflug reich bestanden waren.

Am Rand der Gewässer, etwa an der Wurzel des „Kleinen Haselgrabens“ unterhalb des Weilers Rohrach, wo man den Bach vor dem Wiederanstieg gegen die „Gis“ quert, wuchs der rundblättrige Sonnentau, und ebenso in der kleinen sauren Wiese am „Kirchensteig“ zwischen Kirchschatz und Rohrach; schon er allein war häufig Gegenstand botanischer Exkursionen von Städtern, gleichzeitig auch einheimischen Schulkindern von vernünftigen Lehrern als Attraktion gepriesen; dann gab es noch andere Vertreter von Pflanzengesellschaften, die das Land um den Breitenstein zu einem Paradies für Botaniker und Naturliebhaber stempelten: In den Naßwiesen wuchsen die Österreichische Schwarz-

wurzel mit großer gelber Körbchenblüte, dann das Enziangewächs des Fieberklee mit gefranst erscheinenden weißrosa Sternen, das gefleckte und das fleischfarbene Knabenkraut, der Sumpfbaldrian, unmittelbar daneben im Trockenen das Waldläusekraut, als „Bergwohlverleih“ die Arnika und, im Herbst ein zartroter Schimmer über den Wiesenflächen, das Heidekraut. Als Biotop, also als besonderer Lebensraum, machte der beträchtliche Hochmoorkomplex der „Fitzwiese“, zwischen Rohrach und Staubgassen, nicht nur in pflanzenkundlichen Fach- und Jägerkreisen von sich reden, wo die Paukenschlägel des Scheidigen Wollgrases, der Sumpffroschmarie und die winzigen zyklamenartigen Blüten der Moorbeere zu finden waren. Die – unbestachelte – (echte) Alpenrose, die Kriechende Weide standen dort und da am Hang, überall am Wege die Wittenbergerblume, die Hundsrose.

In Hecken und unter den Wällen fühlten sich die Vögel wohl: Mehrere Arten Meisen, manchmal ein Wendehals, Gimpel, Zeisige, Distelfinken, Neuntöter und Wacholderdrosseln waren zu sehen, und gelegentlich

glückte die Beobachtung des winzigen Zaunkönigs, der in Höhlungen der überbuschten Trockenmauern herumschlüpfte.

Die Erscheinungen der Siedlung waren, von einigen aus dem vorigen Jahrhundert stammenden „Villen“ städtischer Besitzer abgesehen, ebenfalls wie Teile der Natur: Wenngleich Strohdächer schon selten waren, fügten sich die Bauernhäuser und Sölden doch ganz organisch in die Landschaft durch gute, dem landwirtschaftlichen Ertrag, dem Viehbestand und den noch bescheidenen landwirtschaftlichen Geräten angemessene Größenverhältnisse und durch das Material, aus dem sie erbaut waren und mit dem sie dem rauhen Klima – stets der Wetterseite die fensterlose Partie zukehrend – trotzten. Und auch bei harter Dachung war noch da und dort, so etwa in der Geitenedt, die Dach-Fetthenne, die nach dem Volksglauben wetterabwehrende Donauwurz, zu finden. – Es war wirklich noch der Zustand gegeben, den im Jahr 1789 (!) Dr. Josef Schober in seinem Badebüchlein beschreibt, wo er unter anderem sagt: „Sollte ein . . . Botaniker diese Alpengegend besuchen, so würde er gewiß mit einer reichlichen Ausbeute versehen werden“ – und eine Reihe jener Pflanzen anführt, die im Vorstehenden genannt wurden.

Der Genuß dieser Landschaft und ihrer Einzelheiten wurde erleichtert durch den Mangel an bedeutenderen Verkehrswegen, zumal sich auf den Straßen noch verhältnismäßig wenige Kraftfahrzeuge bewegten. Wie in der Zwischenkriegszeit war Kirchschatl vor allem ein Gelände für Wanderer und Spaziergänger, die freilich stets über wasserdichtes Schuhwerk und auch auf Kälte eingerichtete Kleidung verfügen mußten. Belohnt wurde aber, wer nach der Fahrt mit dem Omnibus bergwärts entweder den Breitenstein bestieg oder den Weg auf den Lichtenberg hinüber oder talwärts nach Linz nahm, mit frischer, reiner Luft und, schon an mäßig klaren Tagen, mit einem herrlichen Blick auf die nähere Umgebung, das untere Mühlviertel, den Hansberg, auf die Donau unterhalb der Stadt, bei Föhn oder an kühleren Tagen auf die Alpenkette im Süden, vom Untersberg bis zum Ötscher, im Norden auf den Waldkämm vom Dreisesselberg bis in die Gegend nördlich von Freistadt.

In all den – oder fast in all den Erscheinungen, die eben beschrieben

wurden, ist nun ein Wandel eingetreten – von Tag zu Tag, von Monat zu Monat; und erst in der Zeitraffung über etwa fünfzehn Jahren ist sein Ausmaß abzusehen. Man weiß kaum, wie er begann. War es die Zerschneidung des Südhorizonts durch den Sendemast auf der südlich gegenüberliegenden „Gis“, deren alten Namen Kunöd heute kaum mehr jemand kennt? War es die Verbesserung der Straßen und die Motorisierung der Landwirtschaft, welche Ochsen und Pferde aus den Bauernhöfen trieben und an den Boden und – zur Unterbringung von Traktoren und Maschinen – auch an die Gebäude andere, neue Anforderungen stellten? Es waren gewiß lauter Dinge, die der Erleichterung des Lebens der Bevölkerung, der einheimischen wie der erholungssuchenden, dienten, also gute Dinge.

Freilich aber standen da, wo eine Straße verbreitert werden sollte, Bäume; an den Hofausfahrten standen Stauden, und sie standen im Weg, daher fielen sie. Um den Ertrag der bisherigen „Halbkultur“, der die Streuwiesen und Hutweiden zuzuordnen sind, zu verbessern, wurde der Boden in bezug auf Feuchtigkeit und Oberfläche radikal verändert. Großdränagen ließen die Flora der anmoorigen Wiesen verschwinden, die an den trög mäandernden Bach, das in Flachmulden sitzende Wasser gebunden ist. Die Filzwiese wurde aufgeforstet, wodurch Wollgras, Moorbeere und Kriechweide der Bedingungen für ihre weitere Existenz beraubt wurden; die Dobel, welche das Fahren mit Traktoren überall hin hemmten, wurden mit der Schubraupe eingeebnet oder doch so sanft geböscht, daß nunmehr auch die hängigen Wiesen nicht mehr trocken sind; der Bürstlingrasen mit Pechnelke, Silberdistel und Arnika wurde durch chemische Behandlung zum Verschwinden gebracht. Die Hecken, ebenfalls Verkehrshindernisse, wurden gerodet und – dies allerdings weniger in Kirchschatl selbst als in den niedriger gelegenen Weilern seines Einzugsbereiches – die Obstbaum-Entrümpelungsaktion wurde vorangetrieben. Natürlich wurde durch diese Rationalisierungsmaßnahmen die Vogelwelt arg mitgenommen, und zum Verlust zahlreicher Nistplätze kam die Gefahr der Vergiftung durch jene chemischen Mittel, die der Bodenverbesserung dienten. Darum sind außer den typischen Kulturfolgern Sperling, Schwalbe und Goldammer

nur noch die unverwüstlichen Grünlinge und ein paar Kohlmeisen zu beobachten; der Gesang der Lerchen, von dem die Luft im Frühling voll war, wird dünner und dünner; es schwindet ja auch die Ruhe, deren der Vogel bedarf, mehr und mehr mit dem Lärm der Fahrzeuge, welche teils auf stets härter werdenden Straßen, teils auch schon auf Feldwegen die Beweglichkeit (und die Unrast) des Menschen bekunden.

Gewaltig ist natürlich im Naturbild von Kirchschatl auch die Veränderung, welche durch die Bautätigkeit allenthalben bewirkt wird. Die einst freie, westlich der Häuserzeile des Kirchschatls zum Abfall gegen die Geng sich erstreckende Wiesenfläche, die bloß mit Ohrchenweiden und Haseln da und dort besetzt war, wurde im steigenden Maße bestückt mit Gebäuden, die sich im Zusammenhalt mit der noch immer einfachen und herben Landschaft oft wunderlich genug ausnehmen, gar entlang des „Güterweges“, der Kirchschatlger Bezirksstraße. Der Gipfel des Breitensteins ist durch einen gewaltigen Baukomplex – das mächtig angewachsene „Kinderheim“ – im Anblick von unten her in eine sehr schwächliche Rolle gedrängt. An seinem Nordabhang ist der Schauerwald zum Teil – bedingt auch durch die Sturmkatastrophe des Jahres 1958 – gerodet und damit der Bau von Zweithäusern durch Städter ermöglicht worden. An den Kirchschatlger Büheln, also im Bereich des Haidergutes, wächst ebenso wie rund um das Badhaus die Zahl solcher Bauwerke. Es fragt sich, wie diese Siedlungstätigkeit einmal so in die Landschaft einwachsen werde, daß sie nicht diese störend, sondern (wie gute Bauten, also den alten Bauernhäusern gleich) erhöhend wirken.

Wenn wir also die Natur als ein großes Ganzes im Kirchschatlger Raum sehen, so ist viel, sehr vieles mit dem Erwachen des „Bergdorfes am Breitenstein“ im 20. Jahrhundert auf immer dahin. Von dem, was noch da ist, kann noch einiges erhalten werden – ohne das verständliche Streben nach materieller Verbesserung der Gemeinde und ihrer Bewohner zu beeinträchtigen. Wichtig ist die rechtzeitige Erkenntnis des Gewichtes dieser Werte: denn letzten Endes verdankt ja gerade ein „Erholungsdorf“, aber auch eine bäuerliche Gemeinschaft alles, was ihr nützt, der Natur und ihrem ausgewogenen wechselseitigen Verhältnis zum Menschen: „Die Erde sich untertan machen“ – dieser Satz

ist von Gott geprägt – er bedeutet, daß die Herrschaft des Menschen im rechten Maß ausgeübt werden soll! Auf jeden Fall aber bleiben noch – sollte auch die letzte Moorpflanze zugunsten der Grünlandplantage weichen und die letzten ruhigen Wald- und Wiesenwege von der Motorisierung überrollt werden – immer noch die großen Formen der Landschaft um den Breitenstein: Der Abfall der Urgesteinsfläche zum Linzer Becken mit Wäldern und Schluchten, deren Bäche hoffentlich noch recht lange für „Regulierungen“ uninteressant sind – die Abdachung in die Geng und zum Haselgraben, zur Hochfläche von Leonfelden; die Aussicht weiträumiger Art und die reine Luft – sagen wir die fast immer reine Luft, denn von Zeit zu Zeit, wenn der un-

terhalb liegende Nebel steigt, kommt mit seiner Oberfläche doch auch so etwas wie einer der „Linzer Gerüche“ sogar in diese Höhen.

Und wenn die kleineren Formen, Bewuchs und Bodencharakter wirklich einmal dahin wären, blieben uns doch – so hoffen wir – jene Erscheinungen der Atmosphäre, von Wind und Wetter, die Stifter in seinen „Winterbriefen aus Kirchschatz“ einmal klassisch beschrieben und deren Großartigkeit er sogar der Schönheit des Meeres an die Seite gestellt hat.

Vor allem aber sollte an und in Kirchschatz und seiner Natur die Erlebnis- und Erbauungsfähigkeit nie erlahmen oder gar erlöschen: Denn auf die Dauer gibt es keine andere Melioration als die des Herzens.

Hans Helmut Stoiber



Linzer Astronomische Gemeinschaft

Sternvorschau für das erste Vierteljahr 1974

Im Jahre 1974 finden zwei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse statt. Eine partielle Mondfinsternis ist in der Nacht vom 5. auf 6. Juni in Mitteleuropa sichtbar. Vierzehn Tage später, am 20. Juni, ereignet sich eine totale Mondfinsternis vom 29./30. November auf der südlichen Halbkugel, die zwischen Australien und der Antarktis beobachtet werden kann. Weiters eine totale Mondfinsternis vom 29./30. November, die nur in Nordosteuropa zu sehen ist, und schließlich die partielle Sonnenfinsternis vom 13. Dezember, die sich auf dem nordamerikanischen Kontinent und im westlichen Atlantik abspielen wird. Im Jänner wird das Interesse aller Freunde des gestirnten Himmels hauptsächlich dem Kometen Kohoutek gewidmet sein. Dieser kosmische Wanderer, der im März des vergangenen Jahres als ganz schwaches, nebelhaftes Wölkchen auf einer Photoplatte entdeckt worden war, hat sich inzwischen unserem Sonnensystem genähert, konnte im Dezember am Morgenhimmel beobachtet werden, raste

mit 110 km/sek. am 29. Dezember 1973 an der Sonne vorüber und entfernt sich im Jänner und Februar dieses Jahres wieder vom Tagesgestirn, wobei seine Geschwindigkeit von Tag zu Tag im selben Maße sich verringern wird, wie sie beim Anflug vorher zugenommen hatte. Da sich der Komet derzeit links der Sonne befindet, wird er am westlichen Abendhimmel ein bis drei Stunden nach Sonnenuntergang zu beobachten sein. Der aus Gasen und feinsten Materie bestehende Schweif wird durch den Druck des sogenannten Sonnenwindes sich nach links, also in östlicher Richtung erstrecken. Unter dem Sonnenwind ist ein Strom von Protonen und Elektronen zu verstehen, der ständig von der Sonne nach allen Seiten des Weltraumes ausgestrahlt wird. In der Zeit vom 13. bis 18. Jänner besitzt unsere Erdkugel den kürzesten Abstand vom Kometen. Dieser beträgt etwa 120 Millionen Kilometer. Bis Mitte Februar wird der Komet, der den Namen seines Entdeckers Kohoutek bekommen hat, auch mit unbe-

waffnetem Auge zu bewundern sein. Bis Ende März hat er sich von der Erde bereits auf 380 Millionen Kilometer entfernt und kann daher nur mehr mit Feldstecher oder Fernrohren wahrgenommen werden. Am 7. Jänner wird sich eine schöne Konstellation zwischen der strahlenden Venus, dem Jupiter und dem Kometen ergeben, bei der sich letzterer wahrscheinlich in seinem höchsten Glanz knapp oberhalb der Venus zeigen wird. Um die Feinstruktur des Kometenschweifes besonders gut erkennen zu können, ist es zweckmäßig, die Beobachtung auf jene Abende zu verlegen, an denen das Mondlicht nicht stört, also wenn der Mond schon unter dem Horizont ist. Eine solch günstige Beobachtungszeit wird vom 10. bis 24. Jänner und vom 8. bis 22. Februar sein.

Der *Merkur*, der sonnennächste aller Planeten, benötigt zu einer Umlaufung drei Monate. Am 9. Jänner befindet er sich hinter der Sonne, bleibt also unbeobachtbar. Am 9. Februar erreicht er den größten östlichen Winkelabstand von 18 Grad und kann am Abendhimmel aufgesucht werden. Am 24. Februar befindet er sich in der unteren Konjunktion, d. h. er steht zwischen Erde und Sonne, 3,5 Grad oberhalb der Sonne. Er wandert in westlicher Richtung weiter, bis er am 23. März den maximalen Abstand von 28 Grad erreicht hat und am Morgenhimmel zu finden ist. Die *Venus*, die zu einem Umlauf schon mehr als sieben Monate braucht, gelangt am 23. Jänner in die untere Konjunktion. Sie steht am Taghimmel rund 6 Grad oberhalb der Sonne und bleibt unsichtbar. In den folgenden Wochen entfernt sie sich in westlicher Richtung, wobei sie, ähnlich unserem Mond, eine Sichelgestalt annimmt. Die Sichel wird allmählich breiter, ihre Helligkeit wächst und erreicht am 27. Februar die größte Leuchtkraft – die Venus ist zum strahlenden Morgenstern geworden. Ihr Aufgang erfolgt gegen 4.40 Uhr. Am 19. März wandert der abnehmende Mond ganz knapp oberhalb der Venus vorüber. Für Bewohner in Japan und Alaska verschwindet der Planet kurzzeitig hinter dem Mond. Am 4. Jänner befindet sich unsere Erde in größter Sonnennähe. Da der nördlich gelegene Teil der Erdoberfläche von der Sonne abgewendet ist, fallen die Sonnenstrahlen nur unter einem sehr flachen Winkel auf die Länder der Nordhalbkugel, können diese schlecht erwärmen und bedingen trotz

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Apollo](#)

Jahr/Year: 1973

Band/Volume: [34](#)

Autor(en)/Author(s): Stoiber Hans Helmut

Artikel/Article: [Vom Schicksal der Natur in Kirchsschlag 6-8](#)